

KNAUR 

Laura Nunziante

SALUTE!

Wie ich mit ganz Europa
Brüderschaft trank

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe Juni 2018

Knaur Taschenbuch

© 2018 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Nadine Lipp

Covergestaltung: semper smile Werbeagentur, München

Coverabbildung: Shutterstock/Vlada Young; wildfloweret

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-78934-6

2 4 5 3 1



Inhalt



1	Generation Europa: Wo willst du hin?	7
2	Der Abend vor dem Brexit	15
3	Binge-Drinking im gespaltenen London	27
4	Ein Königreich für einen Kater	41
5	Amster-damn	65
6	Die europäischen Mischehen unserer Eltern	87
7	Sizilien	107
8	Von sympathischen Neonazis und griechophoben Rentnern	119
9	Hummerfrühstück in Lissabon	133
10	Palinka, Palinka!	149
11	Kurva, wo liegt Schlesien?	177
12	Durch die Ukraine in einen Staat, der nicht existiert: Transnistrien	199
13	Welcome to the Vodka Train	225

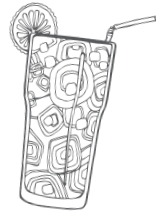
*Nur wenige Menschen begreifen, wie nützlich es ist,
daß man, um in der Welt sein Glück zu machen,
niemals erröte und alles wage.*

Erasmus von Rotterdam

1



Generation Europa: Wo willst du hin?



Wir reisen, um andere Länder zu entdecken. Wir wollen frei sein, weit weg von den Menschen, die uns in ein Korsett zwingen. Abseits der Strukturen, die nicht nur Sicherheit, sondern auch Monotonie bedeuten. Diese Gründe kennt jeder Reisende. Und vor jedem Aufbruch gibt es diesen einen Moment, in dem aus der Idee ein Plan wird.

Ich hielt ein Vollkornbrötchen mit Sojaaufstrich in der Hand: das widerlichste Brötchen, das ich je gegessen hatte. Es war Sonntag, ich seit Kurzem Vegetarierin, und ich las Ben aus der Zeitung vor.

Ich überflog die Headlines und verkündete, dass Ungarn seine Grenzen schließen wollte. Es war der Sommer 2016, Europa in der Krise. Das Referendum über den Brexit stand kurz bevor und einige osteuropäische Länder hatten beschlossen, das Schengener Abkommen aufzukündigen, das die Grenzkontrollen an den Binnengrenzen der teilnehmenden Staaten abgeschafft hatte.

Mir machte das Angst. Gehörig sogar. Die Reisefreiheit und Arbeitnehmerfreizügigkeit sind Privilegien, die zu meinem Grundbedürfnis geworden sind. Ich bin in einem Europa aufgewachsen, das sich als Einheit präsentiert hat. Sollte sich jetzt langsam ein Auseinanderbrechen ankün-

digen, stünde das Lebensgefühl einer ganzen Generation auf dem Spiel.

Seit ich zwei Jahre alt war, fuhr ich jeden Sommer mit meinen Eltern zu dem italienischen Teil der Familie nach Modena. An der Grenze waren wir nicht ein einziges Mal angehalten worden; damals war mir nicht mal klar, wofür es Pässe gab. Oft hatte ich in meiner Jugend darüber nachgedacht, nach Italien auszuwandern, da meine südländischen, temperamentvollen Charakterzüge meinen deutschen Freunden immer mehr auf die Nerven gingen. Trotzdem gab es da eine Sache, die uns miteinander verband. Wir waren alle Europäer.

»Was sagst du denn jetzt dazu?«, fuhr ich Ben an, nachdem ich die Zeitung wieder weggelegt hatte.

Er schüttelte sich, anscheinend vor Ekel. Er hatte sich gerade selbst ein Stück Sojabrötchen in den Mund geschoben.

»Ich frage mich, wie lange du deine Vegetarierscheiße noch durchziehen willst«, antwortete Ben.

Er wusste, dass ich nichts mehr hasse als Menschen, die auf Sachlichkeit plädieren. Die meinen, sie wären überlegen, weil sie alles Authentische in sich ablehnen und mit dem Verstand entscheiden.

»Es ist erst vorbei, wenn das Tierleid vorbei ist«, packte ich die Leier militanter Vegetarier aus, die mich selbst am meisten nervte, weil ihr Anspruch, die Welt zu retten, heillos übertrieben war. Ich war wütend, verwirrt. Und jetzt ließ ich es an den armen Vegetariern aus.

Es machte keinen Sinn mehr, mit Ben zu reden, der jegliches Interesse an einer Diskussion verlor, sobald sie länger als eine Runde Counterstrike dauerte. Also versteckte ich

mich wieder hinter der Zeitung. Dort war von rechtsnationalen Regierungen die Rede, von Staaten, die sich gegen eine angebliche Flüchtlingsinvasion wappneten. Sie schienen nur Wochen davon entfernt, es England gleichzutun und ein Referendum anzuzetteln, das über ihren Verbleib in der Europäischen Union entscheiden sollte.

Nein, diese Regierungen waren nicht an der Einheit Europas interessiert, sie wollten viel lieber unter sich bleiben – und doch alle Vorteile einer Union für sich beanspruchen.

»Jemand muss mit diesen Menschen reden«, sagte ich.

Ben stand auf und verschwand im Wohnzimmer. »Aber bestimmt nicht ich«, rief er in die Küche zurück.

Ich sackte zusammen. Zu lange arbeiteten wir uns aneinander ab, kämpften dafür, uns gegenseitig Gehör zu verschaffen. Heute wundert es mich nicht, dass das der Tag war, an dem ich die Entscheidung traf, aufzubrechen.

Ich trage drei Nationalitäten in mir. Die italienische Seite, die meines Vaters, hat kein Problem damit, einen Streit über Jahre hinweg aufrechtzuerhalten. Empört springt sie auf jede noch so niederträchtige Beleidigung an und lässt sie über Jahre in sich gären. Meine deutsche, mütterliche Seite ist auf Harmonie bedacht und lässt sich auf Kompromisse ein. Und dann ist da noch die polnische Komponente meines Urgroßvaters, die alles kurz und klein schlägt, was ihr in die Quere kommt. Jedes Mal, wenn ich in einer Krise bin, melden sich diese verschiedenen Seiten zu Wort und verursachen Chaos. Mir schien es daher immer das Beste, vor meinen Problemen wegzulaufen. Die Angstattacken, die ich jahrelang mit mir herumgeschleppt hatte, wurde ich in London los, wo ich drei Jahre studiert habe. Schon einmal

hatte ich versucht, mich von Ben zu trennen, und während dieser Zeit war ich zu meiner Cousine nach Italien gezogen, bis sich die Wogen in Deutschland geglättet hatten.

Die Ferne war mein Zufluchtsort und mein Zuhause zugleich. Ich fühlte mich in Europa überall wohl. Und überall ließ man mich ein, ohne dass ich Anträge stellen und Begründungen hervorbringen musste.

Ich gehöre zur Generation Europa. Wir, die privilegierten nach 1985 Geborenen, können überall ein neues Leben anfangen. In Berlin, Budapest, Barcelona. In Rom, Krakau oder Helsinki. Ich hätte an jeden dieser Orte fliehen können – und wäre nicht weniger unglücklich gewesen. Nicht nur Schengen macht uns dieses Leben möglich. Auch die Billigflieger und Fernbusse befördern uns bis an den letzten Zipfel des Kontinents. Der Umstand, dass ich dank der Arbeitnehmerfreizügigkeit keine Genehmigung brauche, um als freie Autorin von überall zu arbeiten, hilft zusätzlich: Ich kann von einem Café in Madrid aus genauso gut schreiben wie von der Spitze eines isländischen Gletschers. Vorausgesetzt, die haben da schnelles Internet.

Aber wo wohnt das Glück, wenn es achtundzwanzig potenzielle Adressen hat? Hinter welcher der achtundzwanzig Türen wartet die verheißungsvolle Zukunft? Wir, die oft genug an der großen Frage scheitern, was wir mit unserem Leben zu tun gedenken, würden nie zufrieden sein. Egal, wo wir uns niederlassen.

Monatelang hatte ich den Gedanken mit mir herumgetragen, dass mein Leben vorbei sein würde, sobald ich mich von Ben trennte. Ich war fast dreißig, meine Freunde größtenteils verheiratet. Die Hochzeitseinladungen und Kinder-

bilder verstopften unseren Briefkasten, und das erzeugte in mir einen Druck, den ich mir immer wieder auszureden versuchte. Wer sagte, dass ich heiraten musste? Wer bestimmte, wann und ob ich überhaupt Kinder zu bekommen hatte? Trotzdem verzweifelte ich an dem Gedanken, meine Sonntagabende fortan alleine verbringen zu müssen. Zu lange hatte ich diese Trennung hinausgezögert.

Ich saß an diesem Sonntagnachmittag lange auf unserem Bett. Mein Blick heftete sich auf die Weltkarte an der Wand. Ben und ich hatten auf alle Ziele, die wir je besucht hatten, Sticker geklebt. Kuba, China, Russland. Sizilien, England, Norwegen und die Mongolei. Nur Europa war beinahe stickerfrei: Auf meinem eigenen Kontinent hatte ich erst wenige Länder besucht.

Ich wollte meine eigene Reise planen, die nichts mit der Beziehung zu tun hatte. Ich wollte Neues entdecken in der eigenen Nachbarschaft. Wollte das gute Gefühl, das das abstrakte Europa in mir auslöst, in die einzelnen Länder tragen; jetzt, wo alles auseinanderzubrechen drohte. Frankfurt, diese Stadt voller Erinnerungen, hatte sich außerdem verändert. Es hatte seine Künstler verraten, seine Studenten, Rentner und Alleinerziehenden. Sie alle fanden keinen Platz mehr in der immer teurer werdenden Stadt, deren riesiger Flughafen die Hoffnung für so viele war. Für jene, die eine neue Heimat suchten, weil ihre eigene sich entfremdet hatte. Und für jene, die sich Arbeit und wirtschaftlichen Reichtum von ihr wünschten. Von hier aus sollte meine Reise losgehen.

Aber wo anfangen? Wer war ich auf diesem Kontinent mit siebenundvierzig Ländern? War ich Deutsche, Polin oder

Italienerin? Musste ich mich überhaupt für eine Variante entscheiden? Wohin konnte ich in Zukunft gehen, wenn der Kontinent auseinanderbrechen sollte? Der konservative Osten wollte nicht mehr mit dem liberalen Norden, der ärmere Süden verlor die Verbindung zum reichen Westen. Dabei gab es keinen offenen Kampf, sondern einen Bruch der gemeinsamen Werte. Ein Kontinent, der so viel Kulturreiches zu bieten hat, der sich über seine Jugend definieren sollte, für die die Multinationalität mehr und mehr zur Norm wird: Unmöglich konnten wir das alles aufgeben.

Vor vierzig Jahren war das Erasmus-Programm gegründet worden mit dem Ziel, die Europäer miteinander zu verbinden. Bereits eine Million Erasmus-Babys sind aus den Beziehungen zwischen den einzelnen Ländern entstanden, und die offenen Grenzen stellen sicher, dass diese Bindungen andauern. Es sind gerade wir Jüngeren, die ein neues, offenes Europa fordern. Wir Jungen sind es, die sich über die sozialen Netzwerke verbinden können und wollen wie keine Generation vor uns. Wir haben die Macht, Europa zu verändern. Und doch schaffen wir es nicht, uns politisch durchzusetzen. Entweder weil wir nicht laut genug schreien – oder weil wir erst gar nicht zu den Wahlurnen gehen. Was auch immer der Grund für unsere Resignation ist – ich wollte auf dieser Reise Antworten finden.

Seit meiner Studienzeit in London habe ich Freunde dort. Ich würde für eine Weile zu ihnen zurückkehren. Ich würde mich auf ihrer Couch niederlassen und ihren Kühlschrank leer saufen: Endlich könnte ich wahr machen, womit ich jahrelang gedroht hatte.

Mit London verband ich nicht nur eine Zeit des Lernens, sondern auch eine Zeit der Saufgelage. Binge-Drinking

nennen die Engländer das, aber ich hielt es für eine starke Untertreibung, wenn man bedenkt, was der allgemeine Engländer an einem Abend in sich hineinschüttet. So waren sie mir letztlich nähergekommen, die Engländer. Die meisten Bekanntschaften hatte ich nachts geschlossen, über das Feiern und den Alkohol. Das war der einzige Weg, eine Einheit zwischen jungen Menschen zu schaffen in diesen rauen, populistischen Zeiten: Ich würde mich mit ihnen besaufen. Es ist der kleinste gemeinsame Nenner, der junge Menschen in Europa miteinander verbindet: feiern, tanzen, trinken.

Kaum eine Sache macht uns mehr Spaß, als uns gehen zu lassen – der Hochprozentige wirkt dabei als kulturelles und sprachliches Bindemittel. Alkohol öffnet Herzen und Arme, er lockert Zungen und fördert den Diskurs. Hatte der Alkohol nicht bei jedem von uns schon gewisse Bekanntschaften ermöglicht? Brachte er nicht oftmals Paare zusammen, die sich im nüchternen Zustand nicht mal angeschaut hätten? Nach all den Wahlen, Verhandlungen und Referenden musste der Alkohol das ermöglichen, was er seit Jahrhunderten ermöglichte: Er musste die Menschen einen. Konnte er also nicht auch Europa wieder zusammenwachsen lassen?

Europäische Völker, zwitschert euch einen im Namen der Verständigung! Ein gepflegtes Besäufnis, das hat noch die kleingeistigsten von uns Europäern zusammengebracht.

Bevor ich zur Reise aufbrach, beschloss ich, alles zu behalten, was ich besaß. Nichts widerte mich mehr an als Menschen, die ihre Wohnung aussortierten. Die meinten, ihr Leben würde reicher, je mehr sie davon weggaben. Ich sah den riesigen Fernsehturm aus dem Fenster. Ich hatte

eine Mission für mein neues Leben gefunden: Europa bereisen und die verschiedensten Europäer kennenlernen. Ich musste ihnen meine Liebe zu diesem Kontinent näherbringen. Dabei würde ich, alleine aus Gründen der Völkerverständigung, jeden Schluck annehmen, würde an Theken stehen und auf Barhockern sitzen, würde die Saufspiele, Katterrezepte und Trinkgewohnheiten der einzelnen Kulturen kennenlernen. Seit jeher war ich vor meinen Problemen weggelaufen. Jetzt lagen, wenn ich den ganzen Kontinent betrachtete, siebenundvierzig Länder vor mir, in die ich flüchten konnte, um mir in ihnen die Birne wegzuknallen. Um zu vergessen, um mich zu erinnern, um die jungen Europäer zu verstehen. Europa, welch ein Fest für die Leber.



2

Der Abend vor dem Brexit



Es war früh am Abend. Ich stand vor einer Bar, in der ich vor fünfzig Leuten aus meinem Tagebuch vorgelesen hatte. Bei einem Diary Slam war ich gegen fünf andere Menschen angetreten, die ebenfalls aus ihrem Tagebuch gelesen hatten.

Mit vierzehn war ich in zwölf Jungs gleichzeitig verliebt. Jedes Mal, wenn ich das Wort »verliebt« in meinen Texten verwendet hatte und es laut vorlas, zwang der Moderator mich, einen Pfeffi zu trinken. Am Ende hatte ich den Diary Slam gewonnen. Dafür war ich jetzt die Dichteste.

Ich wollte mich in dieser Nacht von der Stadt verabschieden, die mir fünf Jahre lang ein Zuhause war. Wochenlang hatte ich gepackt und geplant. Eine genaue Route hatte ich dennoch nicht.

Ich weiß nicht, ob es Zufall war, dass die Briten in derselben Nacht – einen Tag vor meiner Abreise nach London – über den Brexit entschieden, oder ob ich es unbewusst heraufbeschworen hatte. Jedenfalls war ich davon überzeugt, dass diese Wahl eine Verzweiflungstat jener Menschen war, die das Binge-Drinking erfunden hatten.

Ich fragte die Leute um mich herum, was heute Abend ging. Ich kannte sie zwar alle nicht, aber nach dreizehn Pfeffi nenne ich jeden meinen Freund.

»Saufen«, ertönte es aus den hinteren Reihen, und ich erkannte die Stimme sofort. Es war der Moderator, der uns durch den Abend geführt hatte. Verstohlen trat der Grieche

namens Jannis hervor und schob sich gleichzeitig seine Hornbrille auf die Nase. »Wir gehen jetzt einen heben, oder nicht?«, fragte er.

Ich folgte der Meute in Richtung eines gelb leuchtenden Bank-Towers, um den sich zu späterer Stunde Nebel gewoben hatte. Ich wurde rührselig, lehnte mich an Jannis und sabberte auf sein Jackett.

»All die Jahre hat Frankfurt mich nicht losgelassen«, säuselte ich. »Diese Stadt macht mich zu einer Reisenden mit einer Heimat.«

Jannis schob mich leicht von sich weg.

»Du wunderschöne Stadt«, rief ich zu den Hochhäusern empor und blieb mitten auf der Straße stehen. »Du offenes Nest für 180 Nationen, die friedlich Seite an Seite leben. Morgen werde ich dich endgültig verlassen.« Ich ließ den Kopf hängen, mein shakespearscher Monolog war beendet.

»Sei vorsichtig, dass du nicht gleich die Nordafrikanischen davon an der Backe hast.« Jannis zündete sich eine Zigarette an. »Mitkommen.«

Ich folgte ihm, ohne darüber nachzudenken, wohin wir gingen. Nur Pfeffi versetzte mich in diesen Zustand vollkommener Gleichgültigkeit. Vielleicht lag es daran, dass er aus Ostdeutschland stammte. Es war windig, das Shirt klebte mir am Rücken. Dies war der typische Anfang eines deutschen Sommers. Gleich würde es sicher anfangen zu hageln und wer wusste schon, ob nicht ein Schneesturm an der nächsten Ecke auf uns wartete?

Jannis erzählte mir, dass er morgen früh rausmüsse, um mit Dutzenden Afghanen und Syrern neue Asylanträge zu bearbeiten. Ich machte mir ein neues Bier auf, das ich in meiner Handtasche gefunden hatte. Jede Unterhaltung langweilte mich, besonders die mit einem Beamten.

Umso mehr freute ich mich, als Jannis auf eine rot angestrichene Tür zeigte, aus der laute Punkmusik dröhnte. Er verkündete, dass das Beste an dem Pikdame sei, dass die meisten Menschen dort drin einen Fick darauf gaben, ob sie morgen arbeiten mussten. Das Zweitbeste, dass das Pikdame früher mal ein Stripclub war. Und das Drittbeste, dass dies die beiden Dinge waren, die er jetzt am meisten gebrauchen könne.

Ich ging als Erste in den Laden und stand direkt neben der Theke. Alle Stühle waren mit rotem Plüsch bezogen. Auf der Bühne stand ein kleines Karussell, und auf einem seiner Plastikpferde saß eine etwa fünfzig Jahre alte Frau in Spitzenunterwäsche. Ich bestellte einen Gin Tonic mit einer Selbstverständlichkeit, die mich selbst erschreckte.

»Leider Gin wir haben keinen mehr da«, sagte der Barkeeper, und ich hörte aus seinem melodiosen Akzent heraus, dass er aus dem Süden Europas kam.

Ich räusperte mich, klopfte auf die Theke. »Was soll das denn? Keinen Gin mehr? Wie soll ich denn den Abend überleben?«, fragte ich.

Aber der Mann starrte nur auf die Frau auf dem Karussellpferd. Dabei griff er in eine Schublade unterhalb seiner Hüfte und reichte mir, ohne mit der Wimper zu zucken, ein regionales Bier aus dem Frankfurter Norden.

»Schönen Dank auch«, sagte ich, neuerdings mit der Gewissheit konfrontiert, dass mein Plan für einen hochprozentigen Rausch sich in Luft aufgelöst hatte.

Das Pikdame war in rotes Licht getaucht. Ein paar Mittdreißiger in NOFX-Shirts und mit Dreadlocks ließen einen Joint rumgehen. An den Wänden hingen Poster von Pornofilmen aus der Zeit, als meine Eltern jung waren. Wie immer hoffte ich, darauf nicht einen von ihnen zu erkennen.

Schlimmer plagte mich nur meine Flugangst, aber das war eine Sorge für den nächsten Morgen. Das Schöne am Alkohol ist, dass er Probleme verschiebt. Als würde man sich mit jedem Schluck ein wenig Zeit erkaufen.

»You're all right, love?« Neben mir stand jetzt ein älterer Mann in einem hellblauen Neoprenanzug. Er schien als Fahrradkurier zu arbeiten. Seine Stimme piepste in meinen Ohren wie Kirchengesang. Der Mann kippte leicht zur Seite, fing sich aber wieder, indem er sich mit dem Ellbogen an der Bar abstützte.

Vor Jahren hatte ich mir angewöhnt, mich mit dem Rücken zur Theke zu stellen, um immer den offenen Raum im Blick zu haben. Nur so kann ich den nächtlichen Männergriffen entkommen, die Frauen als vogelfrei betrachten, sobald sie einen Drink zu viel intus haben. Dieses Exemplar hier nahm allerdings Sicherheitsabstand.

»Schön, jemanden zu sehen, der sich auf den Beinen halten kann«, begrüßte ich Jannis, der in diesem Moment zur Theke kam. »Ich habe gerade einen betrunkenen Engländer kennengelernt.«

»Sind die jemals nüchtern?«, erwiderte er. Sein Blick haftete auf dem Barkeeper.

Ich fragte Jannis, ob er etwas über den Ausgang des britischen Referendums wusste. Er kramte sein Handy aus der Hosentasche und verkündete, dass er nichts dazu finden könne. Außerdem sollte ich ihn nicht ansprechen, er sitze seit einer Weile auf dem Trockenen.

»Wo bekommt man denn was Flüssiges in diesem Saftladen?«, fuhr er den Barkeeper an.

Kommentarlos griff dieser in die Schublade und holte ein zweites Bier heraus.

»Na also«, sagte Jannis. »Geht doch.«

Der Engländer war mittlerweile in den Ausschnitt einer großen Frau gefallen. Diese schleuderte ihn unter lauten Pfiffen umgehend zurück – direkt in meine Arme.

Ich drehte ihn zu mir um. »Erzähl mir vom Brexit.« Ich gab ihm eine leichte Ohrfeige. »Und lass dabei kein Detail aus.«

Ich bemerkte, wie er körperlich abbaute. Immer wieder fiel er gegen die Theke. Er war mein Sorgenkind, ganz so wie das Vereinigte Königreich, das durch den Brexit sicher zu einem werden würde.

»I haven't started it«, erklärte er mir oder wem auch immer, denn sein Blick verlor den Fokus. »We have to fucking prevent it!«

Wir den Brexit verhindern? Für den Engländer, den ich fortan Joe nannte, weil er sich nicht mehr selbst vorstellen konnte, war das sicher eine gute Idee.

Ich aber wollte erst mal eine Zigarette rauchen.

Eine Gruppe spanischer Touristen echauffierte sich lautstark über den Rauch, der langsam zur Decke stieg. Sie richteten aber kein Wort direkt an mich, sondern lächelten nur, wenn ich in ihre Richtung schaute.

Wortfetzen irrten in den verschiedensten Zungen durch den Raum, um sich unterhalb der Decke zu einem neuen Europäisch zusammenzufinden. Vielleicht hätten wir uns niemals miteinander unterhalten, wäre die Kraft des Alkohols nicht gewesen. Vielleicht hätte Joe mich niemals angesprochen. Vielleicht hätte der Austritt Englands aus der EU nie zur Debatte gestanden. Wenn es nach dem Alkohol ging, war alles möglich. Und nichts war mehr sicher.

»Muss der ins Krankenhaus?« Jannis zeigte auf Joe, der sich nur mit Mühe auf den Beinen hielt. Er flüsterte, offenbar wollte er nicht zu viel Aufmerksamkeit auf uns lenken.

Jannis nahm nun die Flasche des Engländers an sich, seine eigene war leer.

Hinter ihm stand ein junger Mann, der sich einen Schritt weiter nach vorne wagte. Er fragte, ob wir Hilfe bräuchten und ob er etwas für den Engländer tun könne.

Wir ignorierten ihn, aber der junge Mann blieb bei uns stehen. Er war neu in Frankfurt, kannte niemanden in der Stadt und brauchte uns als nächtliche Gefährten. Er sprach gutes Deutsch, allerdings mit einem leichten Akzent, stellenweise schien seine Grammatik nicht ausgereift.

Ich fragte ihn, woher er kam. Die Frage, die Einwanderer an uns Deutschen so schätzen.

Er erzählte, dass er mit dreizehn Jahren aus Kroatien nach Deutschland geflüchtet war. Bis vor einigen Monaten hatte er noch in Dortmund gelebt.

Ich nickte, hörte ihm aufmerksam zu. Dann erzählte ich ihm, dass mein Vater als Kind ebenfalls aus Kroatien geflüchtet war, aber wegen eines ganz anderen Konflikts. »Nur meine Tante ist wieder zurück nach Cres gegangen. Alle anderen sind in Italien geblieben«, sagte ich.

Darko erklärte, dass er seine kroatische Familie nicht mehr besuchen würde, weil sie immer nur Geld von ihm wollten. Das hätte ihn einige Jahre ziemlich runtergezogen, bis er sich dazu entschlossen hatte, nicht mehr hinzufahren.

Wir nickten unentwegt. Einwandererkinder sind stolz auf ihre Familiengeschichten. Nur so können sie sich von den langweiligen Erzählungen der Deutschen über Bauparverträge und Erbpachtsteuer absetzen.

»Nach dem Krieg wurde mein Großvater, Nonno Pasquale, vor die Wahl gestellt«, fuhr ich meine Geschichte fort. »Entweder er wäre mit seiner Familie in Kroatien

zwangseingebürgert worden oder er hätte nach Italien fliehen müssen.«

Ich zündete mir eine weitere Zigarette an, Darko hing an meinen Lippen.

»Meine Großeltern sind mit meinem Vater und seinen Geschwistern auf einem Boot nach Neapel übersiedelt. Die Frauen, darunter meine Nonna Rosa, hielten die Fahrt über ein Bild vom kroatischen König in der Hand, jede von ihnen eins. Als sie die italienische Seegrenze erreicht hatten, öffneten die Frauen ihre Bilderrahmen und nahmen Scheine heraus. Dann warfen sie die Bilder ins Wasser. Keiner der Behörden war auf die Idee gekommen, dass die Italienerinnen ihren kroatischen König nicht so sehr liebten wie sie selbst.«

Ich lachte, wie immer, wenn ich an dieser Stelle angekommen war. Sie zählte zu meinen besten Aufreißgeschichten, und ich hoffte, dass sie auch bei Darko Wirkung zeigen würde.

»Voll die Patrioten, die Kroaten«, sagte Darko.

Ein Mann, doppelt so alt wie wir, gesellte sich zu uns. »Für mich ist Griechenland auch das schönste Land der Welt.« Er klopfte sich auf die Brust und dann Jannis auf die Schulter, der neben ihm stand. »Es ist nur nicht leicht, dort zu leben. Ist es nicht so, mein griechischer Freund?«

Griechen scheinen ein geheimes Erkennungsmerkmal zu haben.

Jannis nahm ein Tuch zur Hand und putzte seine Hornbrille – vermutlich, um sich nicht weiter an der Unterhaltung beteiligen zu müssen.

»Ich bin übrigens Alexandros«, stellte sich der Mann wie ein unglücklich Liebender in einer griechischen Tragödie vor.

Ich sah im Augenwinkel, wie Joe den Kopf an die Wand lehnte, als wolle er die Gedanken loswerden, die ihn umtrieben.

»Wenn die Engländer heute Nacht raus sind, haben wir ein Problem«, sagte ich.

»Dann bricht der Kontinent auseinander«, sagte Darko.

Alexandros schaute mit glänzenden Augen zur Decke. »Die Briten machen es richtig. Da können wir uns noch was von abschneiden. Stimmt es nicht, mein griechischer Gefährte?«

Jannis zuckte mit den Schultern und widmete sich wieder seiner Brille.

Darko stellte sich näher zu mir, als müsse er mich verteidigen.

»Wir werden die Brexit verhindern.«

Joe stand nun in unserer Mitte. Offenbar sprach er ein wenig Deutsch. Dann lehnte er sich an Darkos Schulter, schloss die Augen und kicherte sich in einen betrunkenen Schlaf.

Alexandros' Blick war nun auf die riesigen Brüste der großen Frau gerichtet, auf die Joe zuvor gestarrt hatte. Die Frau war an unsere Runde herangetreten, offenbar kannte sie Alexandros.

»Ich hätte ja nichts dagegen, die Engländer bei uns zu behalten. Wenn Merkel nur nicht diese Eindringlinge reinlassen würde«, sagte Alexandros dann. »Asylanten.« Seine Stimme wurde dunkel, sein Blick wanderte zu uns rüber. »Die wollen alles von uns. Alles, was sie kriegen können.«

»Die wollen Wasser und 'ne Decke«, sagte Jannis endlich. »Mehr wollen die nicht.«

Darko stellte sich breitbeinig vor Alexandros auf. »Wer hat euch Griechen damals den Arsch gerettet, hä?«

»Steuern erhöhen ist Arschretten?«, konterte Alexandros.
»Reformen durchdrücken ist helfen?«

»Ich war übrigens mal Helferin auf Lampedusa«, warf ich ein, aber die anderen ignorierten mich.

Die Frau mit den großen Brüsten leckte an Alexandros' Ohrläppchen. Eine Bekanntschaft zwischen den beiden war nicht mehr auszuschließen.

»Nadja, jetzt nicht«, flüsterte der daraufhin, konnte sich aber ein Lächeln nicht verkneifen.

»Ich komme Krakau«, sagte Nadja. »In Krakau wir haben gar nichts zu lachen. Trotzdem Krakau ist Heimat.«

Joe verlor in diesem Moment die Kontrolle über seinen Körper. Jannis fing ihn galant mit dem Arm auf. Er hielt ihn eine Weile im Schwitzkasten. Offenbar hatte das Wort »Heimat« in dem Engländer unerträgliche Gefühle ausgelöst. Wer wusste schon, was bald mit seiner passieren würde?

»Alexos ist guter Mann«, sagte Nadja. Sie knickte in ihren High Heels zur Seite. »Immer großzügig. Immer hilfsbereit.«

»Alexandros heiße ich. Das weißt du doch, Nati.«

»Ich weiß, ich weiß«, schluchzte Nadja. »Ich weiß alles, du machst für uns. Ich weiß aber nie, wie ich sagen soll danke. Verstehst du?«

In diesem Moment wurde mir klar, dass der Brexit nur der Anfang vom ganz großen Ende war. Ich sah es an Alexandros, der sich in seiner Meinung gegenüber Fremden nicht beirren ließ, egal, wie gut wir argumentierten. Ich sah es an der unklaren Geschäftsbezeichnung Nadjas in diesem Land, deren einzige Hoffnung die Liebe war. Obwohl wir alle Deutsch sprachen, scheiterten wir daran, auf einen Nenner zu kommen. Wie sollten wir nach außen eine Einheit repräsentieren?

Ich spürte Darkos Lippen auf meiner Ohrmuschel. »Wollen wir Schnaps trinken?«

Ich ging mit ihm zur Theke. Ich hatte mehr als genug von diesem schwachherben Frankfurter Bier, es hatte mich nur müde gemacht.

Darko zog einen Schein aus seiner Bauchtasche und bestellte zwei Sambuca. Das schien der einzige Schnaps zu sein, den der Barkeeper uns heute Nacht anbieten konnte.

Ich fragte Darko, ob es einen kroatischen Schnaps gäbe, den ich unbedingt kennen musste. Er erklärte, dass kroatische Familien ihren Schnaps meist illegal brannten und es gefährlich für mich werden könnte, wenn ich auch nur einen dieser Namen kannte.

Ich schielte auf die Uhr über der Theke. Es war zwanzig nach drei, und ich musste dringend nach Hause. Ich durfte den Flug nach London nicht verpassen. Ich wollte ein letztes Mal unkompliziert nach England reisen. Sollte der Brexit wahr werden, würden andere Zeiten anbrechen.

»Gibt es schon Ergebnisse?«, fragte ich Darko.

Er öffnete seine Bauchtasche und schaute auf sein Handy. »Sieht nicht gut aus für die Briten und die EU.«

Wir legten eine Schweigeminute ein. Die ganze Zeit schaute er mich an, während wir einen Schnaps nach dem anderen vernichteten.

Jannis hatte das Pikdame mittlerweile verlassen, weil er am nächsten Tag unzählige Asylanträge ausfüllen musste. Joe war weinend mit dem Kopf auf der Theke eingeschlafen, weil er bald vielleicht nicht mehr in Deutschland leben durfte.

Darko entschuldigte sich auf die Toilette und kam nicht wieder. Nach einer halben Stunde des Wartens beschloss auch ich, nach Hause zu gehen.

Vor der Tür sah ich, wie Alexandros Nadja in ein Taxi zerrte.

»Wir jetzt fahren Krakau?«, fragte sie, während er ihren Kopf in den Wagen drückte.

Eine Taube pickte vor mir ein übrig gebliebenes Stück Käse auf. Ich folgte der Taube, sie ging sowieso in meine Richtung. Ich schlug ihr vor, gemeinsam ein Taxi zu nehmen, aber die Taube flog fort. Genau wie Darko, der war auch einfach weg. Genau wie Jannis und Alexandros, die sich nicht richtig verabschiedet hatten. Unverbindlichkeit war die neue Währung in einer Zeit, in der ein Land wie England die europäische Union tatsächlich verlassen wollte. In Krisenzeiten stand jeder für sich allein.

Ich wachte früh am Morgen auf, um meine Tasche ein letztes Mal durchzusehen. Mein Ticket hatte ich dabei, mein Handy, meinen Reisepass – nicht in allen europäischen Ländern war die Einreise unkompliziert – und meinen Personalausweis. Ich kochte mir einen Tee und scrollte durch die Hochrechnungen, mein Herz klopfte. Nach einer Weile fand ich eine sichere Quelle. Dabei wäre mir beinahe die Tasse aus der Hand gefallen: Die Briten hatten für den Brexit gestimmt, das Unmögliche war geschehen. England würde die Union verlassen, und ich würde in ein paar Stunden in diesen Verräterstaat einreisen.

Ich lud meinen Rucksack auf, warf einen letzten Blick auf meine Kartons, die ich abholen würde, sobald ich ein neues Zuhause in Europa gefunden hatte. Auf dem Weg zum Flughafen, noch gebeutelt vom Kater, ging mir nur eine Frage durch den Kopf: Wie dicht mussten die Engländer gewesen sein, um tatsächlich für den Brexit zu stimmen?